

# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 237.

Dienstag, 11. Oktober

1927.

1. Fortsetzung.)

## Schattenpuppen.

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

(Nachdruck verboten.)

### Europäisches.

Nas ist dreimal geschieden, das gehört sich so für einen Küstenmalayen, der auf sich hält. Wo unter der Sonne dieser Insel seine verlorenen Gattinnen schwere Palmbastkörbe voll Durianfrucht oder sengend empfohlene Limonaden schleppen, ist ihm unbewußt. Ebenso wenig ahnt er, in welchem Kampoeng seine von Reisclamm geschwärzten Kinder sich balgen. Wenn er sich auch dreimal beim Kadi losgekauft, so übernimmt eine nebelhafte Person, gemeinhin Alloh genannt, die ~~se~~ aus seiner animistischen Seele hervorhält, weile gütige Verantwortung. In Schicjal. Zurzeit ist er mit der Babu des Doktors vermählt. Nun holt er, wie immer mit aufgeradem Oberkörper angespannt auf dem Führersitz. Drei seinesgleichen würden, trotz der Kleinheit des Chevrolets, vorn noch Platz finden, und seine kleinen Hände, nervig, Stahlkammern voll Feingefühl, spielen mit gewagtem Griff am Lenkrad.

Der Wagen fegt um den Koningssplein herum; rings an den Seiten des ausgedehnten Wiesengrads blitzen die Lichterschnüre und erzeugen einen helleren Dunst unter dem schwarzblauen Himmel. Die Hupe grölt und läßt. Fünf Minuten schnurrender Rajerei vergehen, begleitet vom Glöckenschärmen der einrädrigen Ponydroßchen, von aufkreischenden Unterhaltungsfechen, vom Gelächter und Jungenjhalzen abendlich slanierenden Pöbels. Dann schwingt sich der Wagen in die Einfahrt von „Daendels Hotel“.

Der Doktor steigt aus. Im Hintergrund des bestrahlten Ganges, der zum Speisesaal führt, lauert schon ein Boy, der eilig herzurennt und ihm eine Zimmertür zeigt. Auf sein Klopfen wird sie von einem sehr großen Herrn geöffnet, der den Doktor unweit des Bettes zu einem Stuhl bittet. — „Erdbrink, aus Hamburg“, stellt er sich mit monotoner Stimme vor. „Es ist offenbar, wie ich schon sagte, eine Vergiftung . . .“ Er schiebt die Falten des Mückennetzes, dessen kahler, weißer Würfel dem halbverleuchteten Raum etwas Totes gibt, auseinander und rafft sie über die Hornhaken: da liegt in braunseidenen Pyjamas das reizvollste Geschöpf, auf das der Doktor je Augen legen durfte. Er hebt den federleichten Arm und tastet daran entlang wie am Hals eine Violine. Der Puls ist schwach und intermittierend. Die Frau, mit geschlossenen Augen, atmet hoch und schnell; zitternd regen sich die mädchenhaften Brüste unter dem nachgiebigen Stoff, unter dem sich der Körper deutlich abzeichnet.

Ihr Alter muß zwischen 25 und 30 liegen. Dieser Leib ist jung; die Erfahrung hat ihn verschont und sich nur mit einer kleinen Falte zwischen den Brauen eingezzeichnet, einer leichten Verfinsternung . . . Die Gesichtshaut, mit einem Hauch von Honigfarbe, ist zart geschminkt. Das Antlitz ruht mit trozigem Ausdruck, den Mund an den Winkeln gesenkt, in einer Masse ungebärdigen, braungoldnen Haars . . . Die Nüstern der feingebogenen Nase hauchen leicht und schnell unregelmäßigen Atem über die Oberlippe. Man ist versucht, an einen hübschen Knaben zu denken, einen über-

müdeten Kammerpagen etwa, der in bleierinem Schlafe ertrunken ist . . . Die schmalen Hüften verstärken den Eindruck.

Der Doktor zeigt bei der ersten Untersuchung nichts als Sachlichkeit. Und doch ist dies ein Ansturm von Lieblichem; das schöpferische Europa in bester Laune, das sich hier unter dem Mückennetz eines tropischen Hotels entpuppt. —

„Speisenvergiftung?“ fragt er.

„Möglich“, klingt die Stimme des anderen aus der Ecke des Raumes, monoton, in völliger Hoffnungslosigkeit. „Aber auch möglich, daß es hiermit zusammenhängt . . .“ Er zieht eine leere Glaskugel aus der Tasche und reicht sie dem Doktor. „Ich fand dies unter dem Bett.“ — Hastig nimmt Kehmerdill die Röhre entgegen.

„Veronal! — Wieviel Tabletten waren noch da?“

„Mir unbekannt“, flüstert Erdbrink und stößt einen ungeheuren, hohen Seufzer aus, der einen leisen Dunst nach Alkohol herüberträgt . . . „Es ist nicht das erste Mal, daß sie mir einen derartigen Streich spielt. Sie will mich damit nicken.“ Seine Stimme klingt zerborsten. „Logik ist nie ihre Stärke gewesen . . . Schauerlich extrem ist das alles . . .“

„Lieber Herr, wir dürfen jetzt nicht philosophieren. Wir müssen retten.“

„Gut“, sagt Erdbrink brüsk. „Retten Sie.“ Der Doktor starrt ihn kurz an: er erkennt seinen Zustand.

„Sehen Sie sich ins Nebenzimmer; ich werde Maßnahmen treffen.“ Und nachdem er den Djonges nach der Apotheke geschickt, setzt er sich wieder an das Bett und versucht, das heisere Flüstern des weibblonden Riesen, das aus dem Nebenzimmer dringt, zu verstehen. Diese Bemühung gibt er bald auf. Seine Zunge beengt ihn. In Hemsärmeln sieht er aus wie ein Mann, der sich zum Ringkampf rüstet; diesmal gilt es einer ihm vor zehn Minuten noch völlig Unbekannten, die er seit seiner Jugend kennt: ja ein geheimster, ältester, brüderlicher Wunsch hat Fleisch und Bein gewonnen und ist im Bereich seiner Hände . . .

Hier liegt nun dieser Page in Pyjamas, im Beconalstupor, und beschert ihm Rätsel über Rätsel. Er fährt wieder nach dem fadendünnen Puls. — „Ein knappes Rennen wird das“, murmelt er und versucht sich, daß er es versäumt hat, sich gegen die äußerste Eventualität hinreichend zu rüsten. Erdbrinks Worte am Telefon haben ihn den Ernst nicht ahnen lassen. — „Meine Frau ist nicht wohl . . .“ — Wie oft hat er in seiner Praxis diesen gleichen Satz gehört! Und fast immer war es Konstipation oder ähnliches; zu wenig Bewegung, zu fettes Essen . . . Ja, die Unbehaglichkeiten dieser Holländerinnen sind ziemlich eindeutig. Er springt nach bestem Gutdünken mit ihnen um; er legt ihnen Pferdekuuren auf oder sagt sie für vier Wochen ins Gebirge . . . Doch das Geschöpf hier neben ihm erfordert mehr Verständnis; das ist kein Fall für Aspirin; eine finstere, eine radikale Angelegenheit ist es.

Während er sie anstarrt, dämmert Bergrävenstes, Ließtes auf und wird plastisch. Ein Kontakt schließt

sich zu einer Leitung, deren Draht ins Unterbewußte mündet. Ein magischer Strom trifft die Wurzeln seines Daseins. Ist sie nur ein kindliches Weib, ein kostbares Spielzeug mit ihrer Atmosphäre stets bereiter und stets zurückzukrieger Körperverheilung? Oder ist sie mehr? Ja, sie muß mehr sein, woher käme denn sonst die kühle Süße einer halbgegriffenen Verwandtschaft und des Heimatlichen, das ihn anweht über Jahre hinüber voll greller Sonne und Tropenmildigkeit?

Kalter Schweiß bricht ihm aus, und sein Herz schlägt dumpfe Warnung. Wieder schleicht er die Finger um das seine Handgelenk; fern wie unter Watte, rießelt das Leben.

Er reiht die Augen weit auf. Unter dem Baldachin des Moskitonebels kreist eine ehegne Stille. Großer Gott, warum hört er nichts? Wo bleibt das Wimmeln der Sados draußen, das Röten der Huven? Ihr Gesicht leuchtet wie eine weiße Tulpe. Zwei, drei Minuten sind nötig für dies Rezept; man dauert es schon Minuten.

Er flößt ihr Whisky ein, den er in einer halbleeren Flasche auf der Konsole findet. Gottlob, ein paar Schluckbewegungen; der Körper zittert. Es kann sein, daß sie die Krise übersteht. — Endlich kommt der Bon zurück; Kehmerdill füllt die Spritze und drückt die Nadel in die Vene. Erdbrink kommt schlürfend aus dem Nebenzimmer und stiert hinüber.

„Ich denke, wir können hoffen“, spricht Kehmerdill dürr. „Sie wird jetzt einen Dauerschlaf halten; die Injektion wirkt gut. Bei Komplikationen rufen Sie mich. Wenn sie aufwacht, Bouillon mit Kognac. Eiswicel, zweistündlich erneuert.“

Er geht, kühl grüßend. Im Auto entnimmt er seiner Tasche ein gelbseidenes Tuch, das er aus der Gürteltasche des braunseidenen Pyjamas entnommen — schlechthin gestohlen! — hat; er drückt es an den Mund und schlürft den Duft.

#### Das Mischlingstriebunai.

„Kollege van Aeffeln? — Hier spricht Kehmerdill. Sie staunten wohl über Ihren Zulauf in den letzten Tagen? — Ja, ich schicke Ihnen meine Patienten. Ich bin erledigt. Ich denke, es wird noch einige Zeit dauern, bis ich die Fälle wieder übernehmen kann. Liesern Sie mir die Patienten dann wieder aus; womöglich im „Status quo“. — Na, Spätschen. Der Raden Nongkalam ist ein fühliger Herr; läßt sich schon den dritten Monat um Operation bitten. Mit dem werden Sie energisch. Stellen Sie ihm vor, sein prospективer Sitz im Volksraad sei vorgewärmt und in Gefahr, zu erfallen. Mit de Bries springen Sie groß um; edler Hiesiger, aber seig; Wassermann positiv. Daz ich Seow Lai Sen loswerde, ist mir erwünscht; behalten Sie den. Aber die alte Quic Bok Aij brauche ich noch. Na, viel Glück, Kollege.“

\*

Kehmerdill hängt den Hörer ein; es ist günstig, daß er den anderen Arzt von seiner Praxis mitprofierten lassen kann, schlägt dieser sich doch mit sechs Kindern ohne viel Glück durchs Leben. Der Doktor hat um sieben Uhr die Veranda von Patienten säubern lassen.

Um Frühstückstisch, bei Tee, empfindet er ein Übermaß von Sonne im Zimmer und kommt nach einem tragen Gedankenprozeß zum Bewußtsein des leeren Stuhls ihm gegenüber. Schon seit Tagen steht er leer.

Er empfindet weder Frohsinn noch Schmerz. Seine Wehmut kommt aus anderer Quelle; er denkt an ein Hotelzimmer und an ein trockiges, kleines Gesicht mit dunklen Wimpern. Und diese gekrempften Mundwinkel fragen ihn, etwas verächtlich: „Was hast du mit deinem Leben gemacht?“ Vor dieser Frage verblassen alles, woran er sich klammert; sein Haus, mit all dem östlichen Porzellan, den Soembawadecken, dem Palmbangsilber; sein ganzes Leben verblaßt und seine ganze mit Schweiß und Nervenzersfall aufgebaute Karriere.

„Eigenlich“, denkt er, „ist achtunddreißig Grad Fieber ein idealer Zustand.“ Er spürt eine schwabende Leichtigkeit; seine Stirn ist heiß wie ein sonnenbestrahlter Ziegel. In diesem irrseligen Zustand zieht er ein ge-

wisses Taschentuch aus der Pyjamajade und schnuppert daran; ein Rütteln wird lebendig, das in seiner schwachen Mahnung die schaurig-süße Kraft besessen, die letzten Nächte in Orgien von unklarer Sehnsucht und glimmenden Wandelbildern umzuschaffen!

Er setzt sich in den Korbsessel der glasgedeckten Vorhalle, die den inneren Teil der Veranda bildet. Um ihn dreht sich das sanfte Karussell des Fiebers. Diodok flagt draußen „Wuh wuh“ und rüttelt an den Stäben. Er vermisst seine Morgenpromenade an der Hand der Hausfrau.

„Bleib nur, wo du bist“, denkt Kehmerdill gehässig. Er will diese ungewohnte Ruhe ausbeutern, diesen halben Schlummer seiner Hände, und die Auschwefungen seines schwimmenden Hirns. Von draußen quillt die Sonne herein, die wütende Dezembersonne der Regenzeit, die vormittags, vor dem Zwei-Uhr-Gewitter, erbarmungslos steht. Agaven und Fächerpalmen der Einfahrt stehen reglos. Das nüchelnde „Quä, Quä“ eines Kuchenhändlers verliert sich im staubigen Schwarzen der blanzen Fikusblätter, zwischen denen der farbige Schirm eines Flamboyant-Baumes groll und still leuchtet. Fernes Dröhnen, Karrenquietschen, Ponystrappeln: ein Vormittag wie tausend andere. Die Lichtschals (Eidechsen) an der Verandawand rascheln um die Bilderrahmen und schnalzen ihr „Tjal, tjal“.

Plötzlich surrt das Telephon. Er fährt zusammen und nimmt den Hörer. Doch statt der Stimme Erdbrinks trifft ihn ein holländisch gesprochener Satz „Otto“, spricht ein unreines, schwankendes Organ, „Hier ist Mevrouw de Ruyter. Meine Tochter ist bei mir. Um vier Uhr heute nachmittag erwarten wir dich zum Tee.“

Die Schwiegermutter! Zwischen seine zottigen bleichblonden Brauen tritt eine Gräbelfalte ... Ach — es muß ja sein.

„Sawohl, Mevrouw“, sagt er höflich. „Ich denke, ich kann es einrichten.“ (Fortsetzung folgt.)

#### Flucht.

Von Carl Lindom.

Edward Leeford, Kassierer der „Midland Credit and Estate Bank“ in London, ließ das Schloß seines gepackten Handkoffers zuschnappen und sah nach der Uhr. Noch eine halbe Stunde bis zur Abfahrt seines Zuges. In zehn Minuten würde er ein Auto nehmen. In weiteren zwanzig Minuten würde ihn dieses zur Victoria-Station bringen, genau zur Abfahrtzeit des Zuges. Er wollte auf der Station keinen Aufenthalt, auch nicht eine einzige, unnötige Minute. Mit der Uhr in der Hand setzte er sich ans Fenster.

War sein Plan gut? War er wirklich so vollkommen und lückenlos, daß nichts, gar nichts passieren könnte? Aber nein, es konnte ja nichts fehlgehen, alles war bis ins Kleinste durchdacht. Die Fälschungen und fingierten Eintragungen an der Bank hatte er so vorsichtig und geschickt bewerkstelligt, daß nur eine durchgreifende Revision sie aus Licht bringen konnte, und die war nicht zu erwarten, ehe sein Verschwinden lauthar wurde. Dann allerdings — aber dann war er ja über alle Berge und irgendwo in Sicherheit. Mit Vorbedacht hatte er sich den Anfang des Monats August für seine Flucht gewählt. Da alljährlich der erste Montag im August ein allgemeiner englischer Volksfeiertag, der sogenannte „August Bankholiday“ ist, war naturngemäß vor Dienstagmorgen keine Entdeckung zu befürchten. Und heute war Samstag. Die Direktoren der Bank hatten sich, wie immer, schon am Freitag auf ihr „Weekend“ begeben. Größere Summen hatte er im Laufe der letzten Wochen nach dem Kontinent gesandt, dahin, wo er jederzeit sicher und ohne Preisgebung seiner Identität seine Hand drauslegen konnte. Eine nicht zu auffällig große Summe Geldes, die er in bar bei sich trug, würde ihm bis dann genügen. Nein, wirklich, er konnte mit seinem Werk zufrieden sein, es war fehlerlos durchdacht und durchgearbeitet bis ins Letzte. Es konnte nichts passieren. Und wenn doch? Seine Hand tastete in der Tasche nach einem kleinen harten Gegenstand — auch dafür hatte er gesorgt. „Ba banque“, dachte Edward Leeford und griff nach Überzieher und Koffer. Die zehn Minuten waren um.

Gerade im Begriff das Zimmer zu verlassen, ließ ihn

das schrille Glockenzeichen des Telefons erschreckt herumfahren. Mit angehaltenem Atem überlegte er. Wer möchte das sein? Sollte er antworten? Rrrrr zeterte die Glocke. Entschlossen nahm er den Hörer ab und meldete sich. Nach kurzem Wortwechsel hängte er wieder an. Ein Bekannter von ihm. Wollte wissen, ob er heute abend Lust zu einer Partie Poker hätte. Verärgert nahm er aufs neue seine Sachen an sich. Lächerlich, wie ihm der Schreck in die Glieder gefahren war! Wer hätte es denn auch sein können! Eine vorzeitige Entdeckung war ja gänzlich ausgeschlossen. Sollten seine Nerven zum Teufel gehen? Unsan! Die ganzen langen Wochen der Vorbereitung war er doch sachlich wohl und ruhig gewesen, und jetzt, wo er schon so gut wie in Sicherheit war.

Auf die Straße tretend, sah er nach der Uhr. Um Gottes willen! Fünf Minuten waren durch diese verdammte Verzögerung verloren gegangen. Flut, vielleicht unersetzliche Minuten. Noch dazu muhte er bis zur nächsten Querstraße laufen, ehe er eine leere Autodrosche erwischte. „Zur Victoria-Station!“ befahl er dem Fahrer, und fünf Schilling extra, wenn Sie's zur rechten Zeit schaffen.“ Er lehnte sich in die Polster zurück und nahm seinen Hut ab. Ihm war sehr warm geworden. Warum auch diese dumme Verzögerung mit dem Telefon! Hätte er eine Minute früher das Zimmer verlassen, wäre alles gut gewesen. Erregt sah er nach der Uhr. Himmel! Wenn er den Zug verpasst! Das könnte ihm verderblich werden. Warum hatte er den Bogen auch so straff gespannt und bis zur letzten Minute gehalten? Er öffnete das Fenster und ermunterte den Chauffeur, schneller zu fahren. Der Mann griff mechanisch nach dem Hebel und schaltete die nächste Geschwindigkeit ein. Leeford wischte sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. — Ein Motor ratterte hinter ihm. Er drehte sich nach dem rückwärtig angebrachten Fensterchen herum und sah erschrocken auf das dicht hinter ihm fahrende Gefährt. Teufel noch einmal! Dieses schwarze Auto hatte er doch schon gleich bei Beginn der Fahrt hinter sich gesehen? Was war denn das? Wurde er verfolgt? Vorsichtig stieg die Angst in ihm hoch. Mit bebenden Fingern strich er an der Innenseite seines Leinenkragens entlang. Sein Körper tröpfelte von Schweiß. Gerade wollte er sich vorbeugen, um den Fahrer zu erhöhter Geschwindigkeit anzuhalten, da spürte er das Anziehen der Bremse. . . . Der Wagen stand. Verwirrt sah Leeford sich um. Der schwarze Wagen hielt nicht hinter ihm. Eine große sechzigpferlige Maschine, schwer, drohend, das Coups geschlossen. Wer möchte drinnen sein? Polizei? Vielleicht jene Spürhunde von Scotland Yard, denen so leicht keiner entkommt? Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Da sah er seitlich andere Wagen stehen, eine ganze Anzahl, dicht gedrängt. Gott sei Dank, nur eine Verkehrsstockung! Aber volle zwei Minuten dauerte es, bis der Verkehrsschuhmann die Straße freigab. Nur weiter, weiter! Leeford wagte nicht mehr, nach seiner Uhr zu sehen. Er lehnte sich weit aus dem Fenster. „Ein Pfund extra, wenn wir den Zug noch erreichen!“ Fast kreischend hatte er es gerufen, seine Stimme überschlug sich. Aber es hatte genügt. Für ein ganzes Pfund Sterling riskiert ein Londoner Chauffeur schon eine Übertretung der „Speed-Limits“.

Mit wahnsinniger Geschwindigkeit sauste der Wagen jetzt die Wandsworth Road entlang. Um ohne Fahrtverminderung auf die Buxhall-Bridge zu gelangen, riskierte der Chauffeur eine Kurve, die sein und seines Fahrgastes Leben aufs Spiel setzte. Aber das schwarze Auto war verschwunden. Leeford wollte erleichtert aufatmen, aber die Angst ließ ihn nicht los. Sollte der Wagen einen anderen, fürszeren Weg eingeschlagen haben, um ihn am Bahnhof abzufangen? Oder waren sie vielleicht irgendwo dahinter ausgestiegen und telefonierten jetzt zur Station? Er fühlte, wie seine Nerven langsam versagten. Ein merkwürdiges, nie gelanntes Gefühl der Schwäche sah ihm in den Gliedern. Mit zuckenden Fingern setzte er seine Uhr hervor. Er stierte auf das Ziffernblatt, konnte aber nichts erkennen. Alles schwamm ihm vor den Augen. Mit letzter Willenskraft zwang er seine Sinne zum Gehorsam! Drei Minuten noch, und der Wagen flog nur so dahin. Gott sei Dank, er würde es noch schaffen! Jetzt nur ruhig Blut! Nur jetzt nicht den Kopf verlieren! Er warf einen Blick aus dem Fenster. Buxhall Bridge Road. Die Gegend war ihm wohl bekannt. Bei diesem Tempo mussten sie in anderthalb Minuten die Station erreichen. Noch einmal sah er nach der Uhr und holte erleichtert Atem. Er würde es schaffen, wenn auch nur eben, eben. Aber so hatte er es ja gewollt, in der allerletzten Minute. . . . Ensekt fuhr Leeford zusammen. Ein wahnsinniges Kreischen der Bremsen riss ihn hoch. Noch ein hartes Schleifen der Räder auf dem Pflaster, und der Wagen stand. Stimmen, — zwei blaue Uniformen. — Entgeistert, leichenbläß im Gesicht, starri Leeford auf die beiden Polizisten, die mit dem Fahrer sprechen. So kurz vor dem Ziel und nun. . . .

Einer der Polizisten tritt näher und fasst nach dem Griff des Wagenschlages. „Das Ende!“ stöhnt Leeford, „das ist das Ende“. . . ein kurzer, scharfer Knall verlässt dem die Lippen öffnenden Beamten entgegen.

Am selben Tage erschien in den Londoner Abendblättern folgende Notiz:

In der Buxhall Bridge Road wurde heute vormittag ein auf die Victoria Station zufahrendes Auto wegen übermäßig schnellen Fahrens gestoppt. Beim Anblick der Polizisten erschöpft sich der im Wagen stehende Fahrgäst. Außer einer Summe Geldes und einem holländischen Pak auf den Namen „van der Steen“ lautend, wurde nichts bei dem Toten gefunden. Zweckdienliche Angaben, die zur Identifizierung des Selbstmörders beitragen können, werden noch Zimmer 35 Scotland Yard erbeten.

## Eine aufregende Begegnung.

Von M. Arzobaskew.

Es war ein klarer, kalter Herbsttag. Schärk blies der Wind. Bleifarben Wellen schaukelten auf der Newa. Dumoi, ohne Widerhall, brummten die Sirenen der schwarzen Schlepper, flache, nasse Barken glitten langsam den Fluss hinab, sich durch den kalten Schaum Bahn brechend. In der Ferne glänzte matt die Spur der dunklen Festung. Paläste, Gärten verloren sich in dem fernen Nebel.

Auf einer Granitbank des leeren Dworskower Kais saß im abgenüsst Rock und mit einer alten Mütze auf dem Kopf ein junger Mann. Rechts von ihm stand in tiefer Finsternis der mächtige Winterpalast und diesem gegenüber das niedere, gelbe Admiralsgebäude. Weiter weg hing die Goldkuppel der Isaaks-Kathedrale wie ein Gespenst in der Luft, und auf dem leeren gepflasterten Platz vor ihr, als wollte ein kleiner Reiterschatten auf seinem unbeweglichen Marmorspferd mit drohend erhobener Hand irgendwo stürmen. Noch weiter weg war das massive, blaue Gebäude des Senats zu sehen und hinter diesem, in nebliger Ferne, lag träge die riesige, gespenstische Stadt.

Der junge Mann schaute zum Palast hinüber, bei dessen Tor Männer in grauen Röcken und Wollmützen auf und ab gingen. Es waren Polizisten, die auf den Zaren warteten. Der junge Mann, der erst vor kurzem aus einem entlegenen Gouvernement angekommen war, wollte gern den Zaren sehen. Er meinte, der Zar müsse jeden Augenblick aus dem Palast hervortreten, und er wendete deshalb nicht den Blick von dem Tor.

Da vernahm er hinter seinem Rücken ein lautes, starles Pferdegetrappel. Er drehte sich rasch um und nahm folgendes wahr: ein auf ihn zugaloppiertes Vollblutpferd, die ausgebreiteten Arme und den Bart des Kutschers, hinter ihm aber — eine Militärkappe, einen grauen Offiziersmantel und ein Gesicht mit tödlichem Bart und lichten, wässrigen Augen, das ganz Russland kannte.

Der erste Gedanke des jungen Mannes war, aufzuspringen und die Mütze zu ziehen. Er war aber noch sehr jung, seine Seele eigenständig, der Kopf voller revolutionärer Phantasien. Er stand also nicht auf und zog auch nicht die Mütze. Der schäumende Mund des Vollblutpferdes, die ausgebreiteten Arme des Kutschers, das bekannte Gesicht mit dem tödlichen Bart waren schon ganz nahe bei ihm. Außer ihnen war niemand auf dem Kai und der junge Mann bemerkte, daß sowohl der Kutscher wie auch der Zar geradewegs auf ihn schauten. Es schien, als würde sogar auch das Pferd mit seinen achtfußigen, blutunterlaufenen Augen furchtlos zu ihm hinüber schielen.

Das Ganze währte nur einige Augenblicke. Die Seele des jungen Mannes war erfüllt mit unverschämter Herausforderung, und der Zar blieb ihn starr an. Als aber der Wagen in eine Höhe mit dem jungen Mann kam, zuckte es plötzlich über den roten Bart. Ironie blitze aus den blauen Augen, wie der Zar mit einer leichten, sicheren Bewegung die Hand zum Schild seiner Mütze erhob. Der allmächtige Zar grüßte zuerst den unbekannten jungen Mann.

Bis zu diesem Augenblick fühlte sich der junge Mann als Held, weil er dem „allmächtigen Tyrannen“ den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Jetzt schämte er sich aber plötzlich und — zog gleichfalls die Mütze.

Das Vollblutpferd jagte weiter, zitternd hüpfte die hinteren Räder über das Pflaster und der Mantel des Kutschers und die Offizierskappe waren nur mehr in der Ferne zu sehen.

Das war meine erste und letzte Begegnung mit Zar Nikolaus II.

(Deutsch von Grete Neufeld.)

## Wann erwacht das moralische Bewußtsein des Kindes?

Eine wichtige Erziehungsfrage.

Kinder sind wie Engel, so gut und rein, sie sind an nichts Bösem fähig, sagen die einen. Kinder sind große Egoisten und der alte Adam treibt in ihnen schon sein Wesen gleich wie bei Erwachsenen, entgegen ihnen die anderen.

Wer von den beiden hat recht? Es ist nicht so einfach, dies zu entscheiden. Alle, die mit Kindern zu tun haben, wissen, daß sich manche Argumente sowohl für die eine wie für die andere Auffassung anführen lassen. Das hat wohl schon jeder empfunden, wie rührend es wirkt, in die reinen, klaren Kinderäugen zu schauen, wie man dabei gleichsam einen Hauch einer anderen, besseren Welt zu verspüren meint und nach ihr Sehnsucht bekommt: nach dem Paradiese, aus dem alle Kinder kommen, wie ein altes Märchen lehrt, und das für uns für ewig verloren ist. . . . Aber auch andere, trübere Erfahrungen können wir machen, wenn wir mit Kindern umgehen: daß sich selbstsüchtige Triebe in ihnen regen, ja sie scheinbar vollkommen beherrschen, denn das Kind betrachtet sich ganz selbstverständlich als Mittelpunkt, verlangt, daß alles sich nach ihm richtet, und kennt keine Rücksicht auf andere, ist überhaupt für moralische Erwägungen offenbar gar nicht zugänglich.

Es ist sehr wichtig für alle, denen die Erziehung kleinerer und größerer Kinder obliegt, daß sie sich einmal eingehend mit dieser Frage der kindlichen Moralität beschäftigen, denn nur indem sie das Kind und seine Psyche richtig verstehen, werden sie in der Lage sein, ihnen die richtigen Führer zu sein, immer den rechten Weg zu finden zwischen allzu großer Nachsicht und übermäßiger Strenge. Und wer sich mit dieser Frage auseinander gesetzt hat, der wird zu der Lösung kommen, daß beide oben genannten Auffassungen nicht richtig sind: das kleine Kind ist weder ein Engel noch ein böser „Adam“, sondern ganz einfach amoralisch, das Gefühl für Gut und Böse erwacht erst im Laufe der Jahre bei ihm und Aufgabe der Eltern und Erzieher muß es sein, es wecken zu helfen und richtig zu leiten.

Der dänische Psychologe Wilhlem Rasmussen meint, daß das Kind bis zum vierten Lebensjahr gar keine Regungen von Moral offenbare („Psychologie des Kindes“, deutsch von Albert Rohrberg, im Verlag Felix Meiner, Leipzig). Diese zeigen sich erst zwischen dem vierten und siebten Lebensjahr ganz allmählich. Ihr erstes Erwachen illustriert Rasmussen an Beispielen, die er der Entwicklung seiner Töchterchen, Ruth und Sonia, abgelauscht hat. Im fünften Lebensjahr zeigte die kleine Ruth schon öfters Regungen von Autoritätsfurcht, die zunächst freilich nur solange wirkte, als die Person, die in ihr dieses Gefühl auslöste, anwesend war. Aus fortlaufenden Beobachtungen ergibt sich aber deutlich, wie sich dieses Gefühl allmählich immer mehr ausprägt und konstanter wird. Im 6. Lebensjahr konnten dann ausgewachsene Regungen von moralischem Schamgefühl und von Reue über eine begangene Missat bestätigt werden. Was Rasmussen in seinem Buch über Ruth und Sonia berichtet, kann ebenso oder ähnlich jede Mutter auch an ihren eigenen Kindern beobachten, sofern sie nur den rechten Blick daran hat.

Sie wird es bestätigt finden, wie es zunächst noch bei moralischen Einzelregungen bleibt, ohne daß man sich auf sie zu jeder Zeit und bei jeder Situation verlassen könnte. Vor allem ist damit noch keineswegs das Gefühl für Pflicht und Pflichterfüllung gegeben. Peter Petersen („Die neuere dänische Erziehungsbewegung“, Hermann Böhlau Nachf., Weimar), meint gewiß mit Recht, daß selbst noch dem jüngeren Schulfinde gegenüber die oft gehörte Bemerkung: „Na, deine Pflicht könneßt du wenigstens tun, das ist doch das wenigste, was ich von dir verlangen kann“ verfehlt ist, weil die Kinder eben mit dem Begriff Pflicht noch nichts anfangen wissen. Es ist noch durchaus etwas Fremdes, was damit ihnen entgegengebracht wird, etwas, das ihnen unheimlich ist und Schrecken einjagt, ohne daß eine innere Forderung dem entgegenkäme, was von außen von ihnen verlangt wird.

Was ist nun die praktische Schlüßfolgerung, die sich für Eltern aus diesen kinderpsychologischen Beobachtungen ergibt? Vor allem, daß sie nicht zu viel verlangen sollen von Kindern, die es wirklich noch nicht besser wissen und kein Gefühl haben für das moralisch Tadelns- oder Lobenswerte ihres

Tun und Lassens. Man sollte darum keine große Staatsaktion daraus machen, wenn das Kind seine egoistischen Triebe offenbart, wenn es sich rücksichtslos benimmt und keine Dankbarkeit zeigt. Es wäre auch falsch, daraus trübe Schlüßfolgerungen auf den Charakter des Kindes ziehen zu wollen. Wohl aber besteht daneben die Aufgabe für die Eltern, für das Erwachen der moralischen Gefühle Sorge zu tragen und ihre Weiterentwicklung und Befestigung liebvolle zu pflegen. Mit den meist so beliebten Moralpredigten ist freilich dem kleineren Kinde gegenüber nichts zu erreichen, das ergibt sich auch aus dem Vorhergesagten. Das Vorbild allein kann es tun und die Gewöhnung. Was das Kind an seinen Eltern beobachtet, das wird es sich merken, und das wird es auch in sein erstes „moralisches Gelehrbuch“ aufnehmen. Ferner muß man schon das Kind daran gewöhnen, seine Handlungen und seine Unterlassungen dem Sittenkodex, der uns Erwachsene leitet, anzupassen, auch wenn es sich zunächst nur autoritativ dem, was wir von ihm verlangen, beugen muß. Später, wenn das Kind heranwächst, muß es dann unsere Aufgabe sein, den tieferen Sinn des „Sittengeckes“ in uns ihm zum Verständnis zu bringen.

Lydia Börngat.

## Der Frauenüberschluß in Deutschland.

In der Zeitschrift „Die neue Generation“ gibt Dr. Börting eine dankenswerte aber traurige Übersicht über die heutigen statistischen Verhältnisse der Geschlechter zueinander. Der Autor schließt richtig aus seinen Zahlen, daß die Zustände nach Abhilfe schreien — aber einen Weg hierzu weiß auch er nicht anzugeben, und es ist höchst zweifelhaft, ob er in den nächsten Jahren gefunden werden wird. Denn die Zahlen sprechen eine allzustrenge und ganz unwiderlegbare Sprache.

Schon vor dem Kriege bestand in Europa ein Frauenüberschluß. Er war aber nicht sonderlich stark. Nach der Volkszählung von 1910 kamen in Deutschland auf 1000 Männer 1029 Frauen. Aber auch diese Zahl bedeutete bei näherem Hinsehen noch einen recht günstigen Stand, weil der weibliche Überschluß hauptsächlich im Alter über 45 Jahren ausgemegelt war. Mit steigendem Alter stieg auch der Frauenüberschluß, während er sich in den wichtigsten Altersstufen von 20 bis 45 kaum bemerkbar machte und in den Jahren von 20 bis 25 sogar der männliche Einschlag überwog.

Nach dem Kriege hat sich dieses verhältnismäßig günstige Zahlenbild sehr zu seinem Nachteil verändert. Die Volkszählung in Deutschland vom 16. Juni 1925 ergab eine Einwohnerzahl von 62 470 000, darunter 30 120 000 Männer und 32 350 000 Frauen. Während also der Überschluß vor dem Kriege 3 Prozent betrug, betrug er jetzt fast 7½ Prozent — eine Zunahme, die wohl in der Weltgeschichte einzige darstellt.

Das Traurigste hierbei ist, daß der Überschluß an Frauen nicht mehr die Altersgrenze über 45 trifft, sondern im Gegenteil gerade auf das für die Eheschließung wichtigste Alter zwischen 20 und 45 entfällt. Es gibt in Deutschland im ganzen 23 490 000 Menschen zwischen 20 und 45. Davon sind 10 875 000 Männer und 12 615 000 Frauen, so daß also auf 1000 Männer in dieser Altersklasse 1160 Frauen kommen. Von diesen 10 875 000 Männern bleiben aber 4 750 000 unverheiratet, das sind nahezu 44 Prozent.

Am ungünstigsten stellt sich diese zahlenmäßige Spannung in dem ökonomisch vielleicht wichtigsten Alter zwischen 30 und 35 Jahren. Hier befinden sich unter 4 300 000 Personen 2 451 000 Frauen und 1 849 000 Männer, so daß in dieser Altersklasse auf 1000 Männer 1325 Frauen fallen, also 32½ Prozent Überschluß. Besonders tragisch ist es, daß sich außerdem unter diesen Männern, die ihrem Alter nach zu Ehe und Fortpflanzung besonders qualifiziert sind, vom Kriege her eine starke Anzahl für diese Zwecke untaugliche oder minderwertige Individuen befindet.

Von den 12 615 000 Frauen im Alter zwischen 20 und 45 sind rund 5,3 Millionen ehelos, also von 1000, 420. Rechnet man die ledigen, verwitweten und geschiedenen Frauen über 45 dazu, so ergibt sich, daß es in Deutschland an ehelosen Frauen über 20 Jahren insgesamt 8 665 000 gibt. Dies bedeutet über ein Viertel aller Erwachsenen weiblichen Wesen in Deutschland.

Man steht diesen Zahlen ratlos und fast verzweifelt gegenüber und kann nur hoffen, daß die Besserung der wirtschaftlichen Lage auch hier allmählich eine Änderung zum Guten eintreten läßt.